

Martin Drucker (1869 - 1947)

# **LEBENSERINNERUNGEN**

*Hubert Lang (Herausgeber)*

Titelbild

## Die Geschwister Drucker, um 1890

von links:

Martin Drucker (1869 – 1947)

Carl Drucker (1876 – 1959)

Betty Drucker, verheiratete Mansfeld (1875 – 1956)

Johanna Drucker, verheiratete Sickert (1868 – 1936)

Marie Louise Drucker, verheiratete Burian (1878 – 1919)

Conrad Drucker (1879 – 1947)

## Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Lebenserinnerungen	8
Ginster	115
J.S.L.	119
Schlucken	124
Begegnung in Gedanken	127
Nachwort	129
Biogramme	172
Personenregister	204

## Vorwort

Martin Drucker war insbesondere in den ersten drei Dekaden des vorigen Jahrhunderts einer der namhaftesten Anwälte Deutschlands. Besonders als Präsident des Deutschen Anwaltvereins hat er sich bleibende Verdienste erworben.

Sein Leben und Wirken geriet trotzdem weitgehend in Vergessenheit.

Sein Nachlass ist durch den Totalverlust seiner Kanzlei und durch die ebenfalls kriegsbedingte Vernichtung seiner Wohnung nur in geringen Teilen überliefert.

Die Lebenserinnerungen und die weiteren autobiografischen Schriften, die hier erstmals veröffentlicht werden, sind durch glückliche Umstände im Original erhalten geblieben.

Die Erinnerungen Martin Druckers sind wertvolle Dokumente der Zeit- und Personengeschichte. Sie sind bedeutsam für die deutsche Anwalts- und Leipziger Stadtgeschichte.

Die Texte werden unverändert und vollständig abgedruckt. Nur dort, wo offensichtlich Schreibfehler vorlagen, wurde stillschweigend eine Korrektur vorgenommen. Um den typischen Sprachduktus zu erhalten, wurde das Manuskript auch nicht den heute geltenden Rechtschreibregeln angepasst.

Die unvollendet gebliebenen Lebenserinnerungen werden durch ein Nachwort ergänzt. Erwähnte Personen werden, soweit heute noch ermittelbar, in Kurzbiogrammen im Anhang näher vorgestellt.

Die handschriftlichen Manuskripte wurden durch Renate Drucker aus dem Nachlass ihres Vaters zur Verfügung gestellt. Sie hat auch unermüdlich zur Entzifferung der Handschrift beigetragen.

Zu ihren Ehren erscheinen aus Anlass ihres 90. Geburtstages am 11. Juli diese Lebenserinnerungen.

Leipzig, Juli 2007

*Hubert Lang*

# Lebenserinnerungen

Geboren bin ich am 6. Oktober 1869 in Leipzig und zwar in einem, wie mir erzählt worden ist, damals recht „herrschaftlichen“ Miethause der langen Nürnberger Straße<sup>1</sup> nächst dem Bayrischen Bahnhofe, das allerdings im Laufe der Jahrzehnte an der durchgreifenden Verhäßlichung jener Stadtgegend kräftig teilgenommen hat.

Ich bin in meinen Mannesjahren oft vorbeigegangen, habe mich aber nie überwinden können, das Gebäude zu betreten oder gar die Stätte, da meine Wiege stand, aufzusuchen. Dazu besaß ich wohl zu wenig historischen Sinn und vielleicht zuviel Abscheu vor herabgewohnten Behausungen.

Nicht um widerlicher Rassenschnüfflerei ein paar Brocken hinzuwerfen, sondern lediglich als Beitrag zur Familiengeschichte will ich über meine Abstammung Einiges hier festhalten.

Mein Vater Martin war als Sohn eines in Deutschland lebenden jüdischen Ehepaars am 30. 07. 1834 in Magdeburg geboren. Sein Vater hatte früher Michael Siegmund Levy Holländer geheißten. Der Zuname war eine Herkunftsbezeichnung. Denn der Vater meines Urgroßvaters war aus den Niederlanden nach Deutschland eingewandert und Hofjude beim Kurfürsten von Hessen in Kassel geworden.

Bei welchem Anlasse und aus welchen Gründen der Name Drucker an die Stelle des früheren Zunamens getreten ist, habe ich nie erfahren können<sup>2</sup>. Aber eine besondere Beziehung zu Holland muß dabei im Spiele gewesen sein. Denn dort ist der Name Drucker nicht selten, scheint sich auch von Holland aus in das Rhein- und Maingebiet verbreitet zu haben.<sup>3</sup>

Die meisten holländischen Juden sind bekanntlich Einwanderer aus Spanien gewesen, wo man sie vertrieben hatte. Dorthin werden die Ursprünge meiner väterlichen Familie zu verlegen sein.

Meine Großmutter dagegen stammte aus Frankfurt a. O., demnach vielleicht aus einer vom Osten eingewanderten Familie. Sie führte den Eigennamen Fraenkel oder, nach einer Heiratsurkunde, früher Moses<sup>4</sup>. Die Ehe meiner Großeltern väterlicherseits war sonach die Verbindung von Angehörigen der beiden großen, geschichtlich, kulturell und auch rituell vielfältig unterschiedenen Gruppen, in die das abendländische Judentum zerfiel.

Der Vater meiner Mutter, Karl Klein, war in Altenburg zur Welt gekommen. Dorthin war sein Vater oder schon sein Großvater aus Stettin eingewandert. Deutschblütig war er zweifellos, höchstwahrscheinlich auch norddeutscher Herkunft, ob gerade aus Pommern, ist nicht aufgeklärt.

Meine Großmutter<sup>5</sup> gehörte einer schon seit mehreren Generationen in Altenburg nachweisbaren Familie an, deren Stammesname Dölitzsch auf slawischen Ursprung hinweist.

Es ist demnach nach „Rasse“ und Stamm verschiedenes Erbgut, das wir sieben Geschwister Drucker, von denen allerdings der älteste Bruder Emil<sup>6</sup> schon im Alter von drei Jahren gestorben war, mitbekommen haben. Inwieweit dadurch unser körperlicher Habitus und seine Leistungen beeinflusst sein mögen, läßt sich niemals ermitteln und ist auch völlig gleichgültig.

Für die geistigen Fähigkeiten und die Charakteranlagen kommt die Abstammung nicht in Betracht, denn sie vererben sich in aller Regel nicht. Das spreche ich mit aller Entschiedenheit aus. Wäre dem anders, so müßten die Nachkommen eines Poeten oder Komponisten dichterische oder musikalische Leistungen aufweisen, die Kinder und Enkel von Dieben und Betrügern zum Stehlen und Fälschen geneigt sein, Feiglinge Angstmeier erzeugen.

Es ist ebensowenig richtig, daß die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Volksstamm die geistige oder sittliche Konstitution des Einzelnen entscheidend beeinflusst. Ein friesches Fischerkind, vom unbewußten Säuglingsalter an in abgelegenen Alpendorfe unter bayrischen Holzfällern erzogen und aufgewachsen, nimmt deren Weltbild mit seiner Begrenzung und seinen sittlichen Hintergründen in sich auf und würde, in die nicht erlebte eigentliche Heimat zurückgebracht, dort fremd und gegensätzlich wirken und sich empfinden.

Welche angeblich „jüdische“ Mentalität weist der Abkömmling einer seit 100 Jahren in Deutschland heimischen, zur christlichen Religion übergetretenen Familie auf, der, durch Gymnasium und Universität hindurchgegangen, eine Professur für Literatur oder Mathematik bekleidet? Die geistige und sittliche Persönlichkeit des Menschen wird durch seine Umwelt und seine Schicksale geformt, nicht durch die Ahnen.

Ganz ohne Beziehung auf mich will ich Einiges von meinen Großeltern erzählen. Meines Vaters Mutter und meiner Mutter Vater habe ich nicht gekannt. Die erstere war gestorben, als mein Vater kaum acht Jahre alt war. Auf einem der Miniaturbilder, die einige meiner Voreltern darstellen, erscheint sie als eine Frau von großer Schönheit; auffällig ist die Fülle ihres schwarzen Haares. Es war, wie mein Vater es beschrieb, so lang und so dicht, daß sie sich darein wie in einen Mantel hüllen konnte. Über ihr Wesen habe ich nicht viel erfahren, weil mein Vater bei ihrem Tode noch zu sehr Kind war, um sich darüber Rechenschaft geben zu können. Aber eine bedeutsame Tatsache ist zuverlässig überliefert.

Weil infolge andauernden schweren Leidens meine Großmutter ihre beiden kleinen Söhne nicht im Hause behalten konnte und sollte, wurden sie zur Erziehung in das Haus eines evangelischen Geistlichen in einem braunschweigischen Dorfe verbracht. Ein ebenso für diesen Pfarrer wie für meine Großeltern ehrenvolles Zeugnis vornehm freisinniger Denkweise im Anfang der 40er Jahre des vorigen Jahrhunderts. Proselyten zu machen, war nicht das Ziel des trefflichen Mannes. Mein Vater ist erst nach Jahren zur evangelisch-lutherischen Kirche übergetreten.<sup>7</sup>

Mein Großvater Karl Klein, geboren am 28. Februar 1800 oder 1802<sup>8</sup>, war Advokat und Notar in Leipzig und dort sehr angesehen, wie seine langjährige Stellung als Stadtverordnetenvorsteher<sup>9</sup> bezeugt. Sein Bild, besonders der Ausdruck der Augen und der Mund, verrät wohl jedem Physiognomiker den kühlen, überlegenen Juristen. Im Familienleben war er streng und hielt bei seinen Kindern auf tadellose Aufführung in und außer dem Hause. Politisch bekannte er sich zu einer konstitutionell gemäßigten Demokratie, achtete aber auch andere ehrliche Überzeugungen.

Meine Großmutter hat uns oft erzählt, wie er mit ihrem Bruder, dem alten 48er Arthur Dölitzsch<sup>10</sup>, der ein Republikaner ohne Kompromiß geblieben war, lange politische Auseinandersetzungen führte, in denen niemals ein Mißton aufklang. Gestorben ist mein Großvater schon 1862<sup>11</sup>.

Seine Witwe, meine am 17. November 1807 geborene Großmutter Konstanze, ist die Begleiterin unserer Kinderjahre bis zu ihrem zu Pfingsten 1887 (31. Mai) erfolgten Tode gewesen. Sie hatte einige Zeit nach dem Hinscheiden ihres Mannes die eigene Wohnung aufgegeben und lebte abwechselnd in den Haushaltungen ihrer drei verheirateten Töchter in Altenburg<sup>12</sup>, Leipzig und Minden in Westfalen, am meisten und längsten bei uns. In Leipzig hatte sie nicht nur ihre Freundinnen, alte Damen von einer etwas wunderlichen Grandezza, sondern auch eine sechsköpfige Enkelschar, der sie sich mit herzlichem Behagen widmete. Ihren Stolz setzte sie darein, daß wir Geschwister möglichst nur solche Strümpfe tragen sollten, die sie selbst gestrickt hatte, nicht das gekaufte „neumodische Zeug“. Da sie im Stricken märchenhafte Leistungen vollbrachte, hat sie ihren Willen zum großen Teile durchgesetzt.

Aber mehr als unsere Kinderbeine haben unsere Kinderseelen von ihr empfangen. Sie war eine ausgezeichnete Erzählerin von ihr selbst erfundener Geschichten. Das waren nicht Märchen mit Zauberern oder Wundern, sondern Schilderungen aus dem täglichen Leben der Menschen, stets in eine bald ernste, bald lustige Pointe auslaufend, nicht aber in ein moralisierendes Quid haec fabula docet<sup>14</sup>. Wir Geschwister und manche unserer Spielgefährten haben diesen schmucklosen und doch stofflich so reichen Erzählungen stundenlang mit gleicher Spannung gelauscht wie in späteren Jahren der Erstaufführung eines bedeutenden Bühnenstücks.

Ich entsinne mich, daß im Deutschunterricht auf dem Gymnasium einmal die Aufgabe gestellt wurde, eine Erzählung niederzuschreiben, die wir gelesen oder gehört hätten. Da fiel mir eine der Großmuttergeschichten ein, die vor Jahren mich gefesselt hatte; ich gab sie aus der Erinnerung mit den Worten der Großmutter wieder. Der Lehrer sprach hohe Befriedigung darüber aus und erkundigte sich nach meiner Quelle. Ich nannte sie und mußte ihm allerlei über die aus dem Vollen schöpfende Erdichterin berichten.

An meinen Großvater väterlicherseits<sup>15</sup> bewahre ich die zuverlässige Erinnerung, daß ich bisweilen auf seinen Knien sitzend am Fenster seiner in der Nonnenmühlgasse gelegenen Wohnung auf die Straße heruntergeblickt habe und von ihm über die beobachteten Vorgänge belehrt worden bin. Einzelheiten sind in meinem Gedächtnisse nicht haften geblieben, bin ich doch damals erst drei bis vier Jahre alt gewesen. Aber ich muß diesen Großvater doch fest in mein Herz geschlossen haben. Denn ich weiß genau, daß ich im August 1874 mit meiner Mutter bei deren Bruder Dr. August Klein<sup>16</sup> in Süchteln aufhältlich war und dort aus den Gesprächen der Erwachsenen erfuhr, daß mein Vater sich nach Leipzig begeben habe, weil der Großvater gestorben sei.

Da schlich ich mich aus dem Familienzimmer hinaus und wurde dann in einem dunklen Raum angetroffen, wo ich bitterlich weinte, weil mein guter Großvater nicht mehr lebe. Diese Vorgänge sind niemals wieder von irgendeiner Seite mir gegenüber erwähnt, also nicht auf solchem Wege in meiner Erinnerung lebendig erhalten oder auch nur aufgefrischt worden, sondern haben sich durch die seitdem verstrichenen mehr als sieben Jahrzehnte in meinem Bewußtsein als eigenes Erlebnis erhalten.

Was ich sonst noch von diesem Großvater weiß, verdanke ich fast ausschließlich Mitteilungen meines Vaters. Es mag dazu dienen, meinen Kindern und Enkeln ein skizzenhaftes Ahnenbild vor Augen zu stellen.

Mein Großvater hatte etwa um 1843 in Leipzig mit einem Juden französischer Abstammung eine Seidenhandlung unter der Firma Leppoc & Drucker gegründet. Dieses Unternehmen in der damals vornehmsten Handelsverkehrsstraße, der Katharinenstraße<sup>17</sup>, gewann rasch Ansehen und Bedeutung. Ein Zeichen des fortschrittlichen Kaufmannsgeistes, der meinen Großvater beseelte, ist sein Entschluß gewesen, sich zum Einkauf selbst nach der Türkei zu begeben. Solche Reisen waren in jener Zeit ebenso beschwerlich wie gefährlich. Sie konnten auf langen Strecken, so in den Balkangebieten nur zu Pferde ausgeführt werden.

Das hat mein Großvater mehrere Male getan. Wunderbarerweise ist ihm nie Ernstliches zugestoßen. Aber ehe er mit den Sitten jener östlichen Landstriche genügend vertraut war, hat ihm seine Unkenntnis des dortigen zivilisatorischen Brauchtums manchen Streich gespielt. Auf dem ersten Ritt durch Nordgriechenland wurde



in einer Herberge ihm ein Huhn als Mahlzeit angeboten. Solcher Unterbrechung des landesüblichen Schaffleisches froh, ließ er sich den Vogel braten. Als aber sein Messer die knusprig aussehende Speise zerteilte, verging dem Hungrigen der Appetit. Im Inneren des Hühnchens fanden sich alle Eingeweide vor. Daran stieß sich die griechische Gourmandise nicht.

Bei der Rückkehr von einer dieser Orientreisen traf der Großvater die Stadt Leipzig in heller Aufregung an. Das altberühmte Hotel de Pologne in der Hainstraße stand in Flammen und gefährdete infolge seiner Größe die Innenstadt beträchtlich<sup>18</sup>. Aber man wurde des Feuers Herr. Als der Druck der Angst von der Einwohnerschaft gewichen war, schlug die Stimmung um, wie es bei solchen Ereignissen gewöhnlich zu geschehen pflegt. Man erzählte sich allerlei Anekdoten von der Brandstätte.

Ein Mann, der aus einem oberen Stockwerke an einem Blitzableiter oder am Fallrohr herabgeklettert war, sollte auf die Frage, welche Gedanken er auf diesem halsbrecherischen Wege gehabt habe, erwidert haben: „Als ich an der zweiten Etage herunter rutschte, dachte ich: „sieh da, die Müllern hat auch noch Licht!“

Dieses Histörchen trägt den Stempel der Erfindung an sich. Nicht so ein anderes, das die Entdeckung des Feuers zum Gegenstand hat. Ein Hotellehrling hatte bemerkt, vielleicht fahrlässig verursacht, daß im Keller ein Spiritus enthaltendes Gefäß in Brand geraten war, und rannte nach oben, um das Unheil zu melden. Da er aber mit einem Sprachfehler behaftet war, vermochte er vor Aufregung kein verständliches Wort herauszubringen. Mehrmals setzte er an, kam aber ein paar gestammelte Silben nicht hinaus. Da herrschte ihn ein anwesender Polizeidiener, der vermutlich berufliche Erfahrungen mit Stotterern gemacht hatte, energisch an: „Wenn Du’s nicht sagen kannst, so sing es doch!“ Und nun erklang nach der geäußerten fröhlichen Weise des Liedes vom Jungfernkranz die Meldung:

„Der Spiritus im Keller brennt  
und alles steht in Flammen ...“

Die Reisen meines Großvaters trugen goldene Früchte und verschafften der Firma auch außerhalb ihres Sitzes viele Kunden. Darunter mischten sich auch zahlreiche polnische und russische Juden, die ihre Fahrten zur Leipziger Messe benutzten, um bei „Leppoc & Drucker“ seidene Tücher und andere Manufakturwaren einzuhandeln, die sonst nur schwer und zu höheren Preisen, als der direkte Import zuließ, erhältlich waren.

Erwünscht waren diese Aufkäufer wegen ihrer allzu östlichen Gewohnheiten gerade nicht. Aber sie wurden nicht minder gewissenhaft bedient als die gewichtigen Kauffleute, die sich bei Leppoc & Drucker um Orientware bemühten. Die Denk- und Ausdrucksweise jener kleinen Leute wurde bisweilen durch komische Szenen bloßgelegt.

So trat einmal einer der polnischen Juden in den Verkaufsladen und verlangte seidene Schals zu sehen. Da diese Ware auf dem obersten, vom Fußboden aus nicht erreichbaren Regalbrett lag, wendete mein Großvater sich an einen Lehrling mit der Anweisung: „Geben Sie ihm eine Tritt!“ Das verstand der Kaufliebhaber falsch. „Wie heißt Herr Drucker, hab ich doch noch gar nichts geboten!“ Er glaubte sich durchschaut.

Ein andermal erschien ein besonders unerfreuliches Exemplar jenes Menschenchlags, schmierig, verwahrlost und eine widerliche Atmosphäre um sich verbreitend. Das war meinem Großvater zu viel. Er schreckte vor der üblen Erscheinung zurück und sagte verächtlich: „Pfui, Jeiteles wie riecht Ihr!“ Darauf die spitzfindige Antwort: „Sie irren, Herr Drucker, Sie riechen, ich stink!“

Das Wachstum des Seidenhauses Leppoc & Drucker vergrößerte sich in solchem Umfange, daß die Inhaber den großen Schritt wagten, eine Einkaufsfiliale in Hongkong zu errichten. Von dort aus importierten sie unter Echtheitsgarantie chinesische Seidenstoffe und andere asiatische Textilien. Aber der Leiter dieses Zweiggeschäfts, meines Vaters einziger Bruder Heinrich<sup>19</sup>, war vielleicht doch als Kaufmann den Schlichen und Kniffen der fernöstlichen Geschäftspartner nicht gewachsen.

Nach mehreren erfolgreichen Jahren erlitt die Hongkongfiliale gewaltige Verluste. Aus alten Geschäftsbriefen meines Onkels, die ich vor Jahrzehnten selbst gelesen habe, die aber inzwischen durch Brand zugrunde gegangen sind, ist zu entnehmen, daß er das Opfer eines groß angelegten Betrugs geworden war. Die englischen Behörden in Hongkong sorgten nicht für Wiedergutmachung, waren vielleicht dazu auch nicht imstande oder nicht geneigt, denn die Erschütterung des deutschen Eindringlings auf dem östlichen Marke kam ihnen wohl nicht unerwünscht. Deshalb wurde das Hongkonggeschäft liquidiert.

Den Ersatz des Schadens übernahm mein Großvater gegenüber seinem Sozius allein, ohne rechtliche und nicht einmal mit moralischer Verpflichtung, sondern lediglich in übervornehmer Bewertung der Tatsache, daß sein Sohn der Geschäftsführer gewesen war. So dachte und handelte mein Großvater, der Handelsjude! Die Summe, mit der er den Sozius schadlos hielt, betrug nicht weniger als 100.000 Taler. Es war der größte Teil seines Vermögens. Deshalb war nach seinem Tode der Erteil meines Großvaters unbeträchtlich, zumal der Großvater eine Witwe<sup>20</sup> und aus einer zweiten Ehe zwei Kinder<sup>21</sup> hinterließ.

Ich bin nicht darüber unterrichtet, wie lange die Firma Leppoc & Drucker bestanden hat. Vermutlich ist sie, nachdem auch Leppoc ohne Hinterlassung eines Sohnes verstorben war, liquidiert worden, weil keine der beiden beteiligten Familien einen Nachfolger stellen konnte, denn auch mein Onkel Heinrich hatte sich anderen Aufgaben zugewendet und starb zu San Franzisko im besten Mannesalter.

Aber auf den Nimbus, der die Firma umgeben hatte, bin ich noch in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts aus berufenem Munde hingewiesen worden. Bei irgendwelchem gesellschaftlichem Zusammentreffen kam Kommerzienrat Georg Becker, Chef des bedeutenden Leinenhauses, Carl Aug. Becker, der etwa 10 Jahre älter als ich war, mit Stolz auf die frühere Kaufmannschaft unserer gemeinsamen Heimatstadt zu sprechen. „Ja, rief er aus, wenn ich nur an die Katharinenstraße denke, was wohnten dort nebeneinander für Firmen. Da las man Leppoc & Drucker, Hermann Samson, Carl Aug. Becker.“ Er nannte noch einige andere. Aber in mir ließen seine Worte noch einmal das Bild des kühnen und gerechten Handelsherrn entstehen, meines Großvaters Siegmund Drucker. Sein Grab auf dem jüdischen Friedhof in Leipzig habe zuletzt ich pflegen lassen, bis diese Kultstätte von der Nazimeute 1938 verwüstet wurde.<sup>22</sup>

Wenn nun der Rückblick auf meine Vorfahren sich bis zu meinen Eltern herangeschoben hat, so steigen Hemmungen in mir auf und Zweifel, ob es sich einerseits mit dem Erfordernisse der Unbefangenheit, zum anderen mit dem Imperativ der Pietät in Einklang bringen läßt, das Lebens- und Charakterbild der eigenen Eltern aus dem Schrein des Herzens herauszuholen und zur Schau zu stellen. Ich entscheide mich dafür, dem Wunsche meiner Kinder und meiner Schwiegertochter mich zu fügen. Maßgebend ist die Einsicht, daß ohne meine Niederschrift meinen Enkeln die Urgroßeltern fast so fremd bleiben würden, wie zu meinem Leidwesen die meinigen mir. Und da ich fest entschlossen bin, die zu berichtenden Tatsachen nicht durch Sentiments überwuchern zu lassen, wird sich irreführendes Verzeichnen vermeiden lassen.

Meine Mutter Marie, am 19. Dezember 1841 in Leipzig geboren, hat im Kreise von fünf oder sechs Geschwistern<sup>23</sup> die Jugend eines Stadtkindes aus einer in geordneten und auskömmlichen Verhältnissen lebenden höheren Bürgerfamilie verbracht, ohne daß bemerkenswerte Ereignisse überliefert wären. Es hat damals in Leipzig unter der Bezeichnung Ratsfreischule<sup>24</sup> - das Gebäude steht heute noch am Fleischerplatz - eine Schule gegeben, die nicht etwa, wie der Name anzudeuten scheint, für Bedürftige bestimmt war, sondern in der die Kinder der städtischen Beamten und Angestellten kostenlos unterrichtet wurden. Vermutlich genossen die Kinder meines Großvaters dieses Benefizium infolge seiner ehrenamtlichen Tätigkeit als Vorsteher der Stadtverordneten. Diese Ratsfreischule ist unter Leitung eines hervorragenden Direktors, mit dessen Tochter meine Mutter und ihre Schwestern eine bis zum Tode gepflegte herzliche Freundschaft verbunden hat, offenbar eine ausgezeichnete Unterrichtsanstalt gewesen, die weit über den gewöhnlichen Schulbetrieb hinaus Kenntnisse vermittelte und wohl mindestens das Bildungsziel der späteren Höheren Bürgerschule erstrebte.

Noch in meinen Gymnasialjahren habe ich wahrgenommen, wie gut meine Mutter in deutscher Literatur beschlagen war und wie mühelos ihre Allgemeinbildung

ihr ermöglichte, mir sogar meine lateinischen Lernaufgaben abzuhören. Neben dem Schulunterricht war meine Mutter auch im Klavierspiel ausgebildet worden. Mit meinen Geschwistern und mir hat sie viel vierhändig gespielt, später aber das Spiel liegen lassen müssen, weil ihr die Mühen des großen Haushalts, der in der Regel aus 11 Personen bestand, keine Zeit ließen.

Als meine Mutter etwa 14 Jahre alt geworden war, errichtete der durch die Gründung der Schrebergärten in Deutschland unsterblich gewordene Pädagoge Dr. Schreber eine Privattunanstalt, die namentlich auch das damals erst aufkeimende Mädchenturnen pflegen sollte. Mein Großvater ließ seine Töchter dort eintreten. Diese Turnerei meiner Mutter halte ich beileibe nicht für einen wichtigen Vorgang in ihrem Leben, sondern erwähne sie, weil der Besuch jener Turnkurse sich in einer für die gesellschaftlichen Auffassungen meiner Großeltern bezeichnenden Weise abwickelte.

Die Familienwohnung lag, mit der „Expedition“ (so hieß man damals die Geschäftsräume der Advokatur, ehe mit der 1879 sich mehr und mehr durchsetzenden Verpreußung der Ausdruck Rechtsanwaltsbureau sich einbürgerte) vereinigt, in der Katharinenstraße<sup>25</sup>, die Schrebersche Anstalt in der Zeitzer an der Ecke der Hohen Straße, etwa eine Viertelstunde entfernt. Aber - außerhalb der Stadt, vor dem Peterstor, das sich am Ausgang der Petersstraße dort, wo nach Niederlegung der alten Peterskirche (in der ich 1885 konfirmiert worden bin) das Gebäude der Reichsbankhauptstelle errichtet worden ist. Von diesem Orte bis zur damaligen Schreberschen „Orthopädischen Schule“ geht man jetzt etwa fünf Minuten. Aber allein durften die Mädchen aus anständiger Bürgerfamilie die Stadt nicht verlassen. Ihnen mußte ein Advokatenschreiber meines Großvaters in angemessenem Abstand folgen und sie ebenso wieder heimwärts geleiten. So wollten es die Gebote der Schicklichkeit selbst noch in den Jahren nach 1848.

Kennen gelernt hatten meine Eltern sich im Hause meines Großvaters, bei dem mein Vater nach dem juristischen Staatsexamen als Hilfsarbeiter, wie man heute sagen würde Referendar oder damals wohl sagte Auskultator<sup>26</sup>, beschäftigt war. Aber erst nachdem diese Tätigkeit längst beendet, mein Großvater auch 1862 gestorben war, ist am 28. Februar 1865 die Ehe geschlossen worden. Sie ist ein reiner Neigungsbund gewesen und, das soll hier aus meiner und aller meiner Geschwister fest gegründeten Überzeugung froh und stolz ausgesprochen werden, geblieben, bis sie nach nahezu 50jähriger Dauer durch den Tod meines Vaters am 15. November 1913 gelöst wurde. Wohl uns, daß unsere Eltern uns eine solche Ehe vorgelebt haben!

Freilich hat in ihr nicht immer eitel Sonnenschein gestrahlt. Auch Leid und Sorge hat sich eingestellt, schon in den ersten Jahren. Am 25.<sup>27</sup> März 1866 war das erste Kind geboren worden; nach meines Vaters Mutter wurde ihm der Vorname Emil

gegeben. Dieser mein Bruder, dessen Bilder in einem überaus schönen Gesicht ein großes ausdrucksvolles Augenpaar zeigen, erkrankte im April 1869 an Diphtherie, die ihn nach wenigen Tagen (11. April) hinwegraffte. Unter diesem Schicksalsschlage hat meine Mutter unbeschreiblich schwer gelitten. Das haben meine am 23. Februar 1868 geborene Schwester Johanna und ich in unseren Kinderjahren deutlichst bemerkt. Wir selbst hätten in unserer frühesten Jugend sicherlich keine echte Trauer über den Tod des Bruders empfunden, zumal ich erst geraume Zeit später geboren war. Aber aus der ersten Zeit erwachenden Verständnisses weiß ich noch ganz deutlich, daß um jenes Ereignis der dunkle Schleier ärgsten Herzeleids sich unzerreißbar webte. Wenn die Mutter bei besonderen Gelegenheiten, etwa an Emils Geburts- oder Todestag oder als sie für uns das Weihnachtsfest rüstete, uns von dem dahingegangenen Bruder Liebes und Gutes erzählte, so vermochte sie die sie ergreifende Erschütterung unseren scharfen Kinderaugen nicht zu verbergen und in unsere Gemüter trat Trostlosigkeit. Wir haben uns immer gescheut, den Vornamen Emil, auch wenn er einem fremden Kind eignete, auszusprechen, als ob wir schon dadurch an den Schmerz unserer Mutter rührten, der zu unserem eigenen Schmerz geworden war. Vielleicht hat meine Mutter den Heimgang ihres Kindes deshalb nicht zu verwinden vermocht, weil er durch seltsame Geschehnisse in übersinnliche Unheimlichkeit verflochten zu sein schien.

Adelheid, die älteste Schwester meiner Mutter, war an den Arzt Dr. Gustav Rothe in Altenburg verheiratet, der, nachdem er im Jahre 1848 als Pfarramtskandidat wegen angeblich hochverrätherischer Umtriebe Deutschland hatte verlassen müssen, in Nordamerika den ärztlichen Beruf ergriffen und mehrere Jahre ausgeübt, dann aber nach seiner Rückkehr auch in Deutschland Medizin studiert und die Approbation sowie den Dokortitel erlangt hatte. Diese doppelte Ausbildung hatte ihm ungewöhnlich weitgespannte Kenntnisse verschafft, die ihn in Verbindung mit vorzüglichen Charaktereigenschaften recht bald zu bestem Ruf und ausgedehnter Praxis kommen ließen. Ende der 60er Jahre und noch lange danach war in Deutschland die Diphtherie wohl der gefürchtetste, weil entereichste Würengel der Kinder. Rothe, mit der damaligen Therapie unzufrieden, grübelte nach einer neuen, wirksameren Behandlungsweise, meines Wissens in Anlehnung an Gedanken, die er aus Amerika mitgebracht hatte. Aber ehe seine Forschungen und Versuche sich zum Erfolge verdichteten, wurde sein einziges Kind, Lissy, kurz vor Vollendung des 3. Lebensjahres von der furchtbaren Krankheit befallen und erlag ihr alsbald.

Deshalb war meine Mutter, als bei Emil nach dem dritten Geburtstage die Diphtherie auftrat, von Anfang an in nur zu berechtigter banger Sorge gewesen. Und auch ihr Kind vermochte Gustav Rothe, der den Leipziger Ärzten zur Seite trat, nicht zu retten. Die Parallelität mit dem Schicksal der älteren Schwester wendete den eigenen Kummer in hintergründiges Grübeln. Diese Seelenqualen teilten sich auch

anderen Familienmitgliedern mit. Die jüngere Schwester meiner Mutter, Elise, seit 1870 mit dem Fabrikbesitzer Hermann Rocholl in Minden (Westfalen) verheiratet, schrieb, als ihre erstgeborene Tochter Charlotte das dritte Jahr vollendet hatte, an meine bei uns in Leipzig wohnende Großmutter, daß sie mit Furcht und Zittern in ihres Kindes viertes Lebensjahr eingetreten sei und Gott danken wolle, wenn es ohne Verwirklichung ihrer Ängste vorübergehe. Aber ihre Hoffnung war eitel: auch Lotte Rocholl fiel im vierten Lebensjahr, wie Lissy Rothe und Emil Drucker, der Diphtherie zum Opfer. In diesem grausigen Gleichtritt des Verhängnisses fehlt für rationelle Erkenntnis jeder Zusammenhang. Aber nach einem solchen suchen und rätseln unwillkürlich die schweifenden Gedanken.

Wenige Jahre nach diesen Geschehnissen war es unserem Onkel Gustav Rothe vergönnt, seine Studien über Diphtheriebehandlung mit durchschlagendem Erfolge belohnt zu sehen. Er hatte eine Serumbehandlung geschaffen, die zwar später von anderen erheblich weiter ausgebaut und verbessert worden ist, aber ihn in den Stand setzte, zahllose Kinder, fremde Kinder!, zu retten. Als bald danach ein medizinischer Kongreß nach London einberufen wurde, war Dr. Gustav Rothe aus der kleinen deutschen Stadt Altenburg unter den Geladenen und wurde der Versammlung von dem berühmten Arzt Lord Lister als der Mann präsentiert, der sich um die Bekämpfung der Diphtherie unvergängliche Verdienste erworben habe.

Das Leid meiner Mutter um Emils Hinscheiden brach noch einmal in erschütternder Schreckhaftigkeit durch. Das kleine Grab befand sich am Hauptwege der vierten Abteilung des Neuen Johannesfriedhofs, schräg gegenüber der Grabstätte des Großvaters Klein, die später auch die Großmutter aufgenommen hat. Meine Mutter nahm häufig meine Schwester Hanna und mich zum Besuche des liebevoll gepflegten Hügels mit. Einmal aber, als sie allein hinausging, es wird um 1880 gewesen sein, fand sie das Grab nicht mehr vor! Zunächst glaubte sie wohl, versehentlich in eine andere Abteilung des langgestreckten Friedhofs geraten zu sein. Aber die Nachbarschaft der väterlichen Ruhestätte behob diesen Irrtum. Die Augen der völlig verstörten Frau suchten erneut die wohlbekannte Stätte auf: da fand sie die ihr geläufig gewordenen Namen auf den Tafeln der benachbarten Gräber, aber dort, wo Emil zur Ruhe gebettet worden war, zeigte sich ein fast frischer Hügel mit dem Namen eines anderen Kindes! Meine entsetzte Mutter brachte die grausige Wahrnehmung zu meinem Vater. Als er sich von der Richtigkeit der zunächst kaum glaublichen Mitteilung überzeugt hatte, verlangte er Rechenschaft von der Friedhofsverwaltung. Die Erörterungen ergaben ein geradezu beispielloses Versehen, eine größte Leichtfertigkeit untergeordneter Friedhofsangestellter. Ein in der Nähe befindliches älteres Grab hatte nach Ablauf der Belegungszeit, da Erneuerung nicht verlangt worden war, den Bestimmungen gemäß aufgelassen werden sollen. Mit ihm war Emils Hügel verwechselt worden! Die Friedhofsbehörde selbst war über diese Liederlichkeit empört. Sie versuchte die Eltern des neu bestatteten Kindes zur Aufgabe des Grabes zu veranlassen - sie

lehnten ab; Zwang kam nicht in Frage, weil ihnen die Stelle auf zwanzig Jahre verbrieft war. Auch meinen Eltern ging die Wiederinbesitznahme des entweichten Grabes oder die Einrichtung eines neuen an einer anderen Stelle gegen alles Gefühl. So blieb es bei der amtlichen Grabschändung und bei der brennenden Wunde, die namentlich meiner Mutter zugefügt worden war.

Soll ich nun vom Leben, Wesen und Wirken meines Vaters in diesen Blättern aufzeichnen, was ich darüber erfahren und selbst wahrgenommen habe, so muß ich besorgen, daß die Fülle der Erinnerungen den Rahmen dieser Niederschrift sprengen werde, deren Zweck doch nur sein kann, den Enkeln und Urenkeln einen Abriß der Familienüberlieferung und Umrißzeichnungen von Ahnenbildern zu hinterlassen. Es ist auch mißlich, daß meinem Berichte, dem kein systematisches Quellenstudium zugrunde liegt, die historische Geschlossenheit und Einheitlichkeit fehlen muß und er nur aus Miszellen bestehen kann, die wegen ihrer spontanen und regellosen Herkunft aus meinem Gedächtnisse nicht im zutreffenden Wertverhältnisse zu einander und zum Ganzen der berührten Lebensläufe stehen. Wer diese *disiecta membra*<sup>28</sup> aneinanderzufügen unternimmt, wird nur einen Torso erzielen, und wohl jeder Versuch einen anderen. Die Ergänzung zur Statue bleibt, wie in der Skulptur, dem Nachdenken und der Phantasie anheimgestellt.

Mein Vater hat in Leipzig die Thomasschule besucht, auch in jener Zeit ein Kleinod unter den Gymnasien. Er war Abiturient von Michaelis 1851. Sein Wunsch war Musiker zu werden. Dazu war er ungewöhnlich gut veranlagt. Er besaß das absolute Gehör, sang sehr schön und spielte so ausgezeichnet Geige, daß er trotz seiner Jugend auf Veranlassung seines Lehrers Rietz, der als Mendelssohns Nachfolger in der Leitung des berühmten Leipziger Konservatoriums in die Musikgeschichte eingegangen ist, bisweilen aushilfsweise im Theaterorchester mitwirkte. Aber der Beruf eines Künstlers entsprach nicht den von meinem Großvater vertretenen Grundsätzen bürgerlicher Solidität. Sie haben damals noch sehr weite Verbreitung gehabt. Mein Vater erzählte uns schmunzelnd ein allerliebstes Histörchen, das er auf der Thomasschule erlebt hatte. Als dort ein Schüler vorzeitig abging, wurde er von einem alten Professor in fast verächtlichem Tone gefragt: „Was will denn D.<sup>29</sup> nun werden?“ Auf die Antwort: „Ich will mich der Musik widmen“ wurde er mit den Worten verabschiedet: „So, so. Aber das sage ich D.: in meinen Hof kommt er mir nicht!“ Wenige Jahre danach zählte D. zu den bekanntesten Pianisten Deutschlands.

Derart amusisch wie jener dünkelhafte Pauker empfand mein Großvater nicht. Seine ablehnende Haltung gegenüber den Wünschen seines Sohnes entsprang der Sorge um dessen wirtschaftliche Zukunft. Der Sohn verschloß sich den Mahnungen des Vaters, dessen Lebensklugheit er vertraute, nicht; entsagte der Künstlerlaufbahn und ging nach Heidelberg, um Rechtswissenschaft zu studieren. Die Wahl gerade dieser Fakultät war ein Gebot seiner Geistesanlage. Ihm zu eigen

war ein überaus kritischer Verstand, der die Grenzen der Begriffe und ihre Inhalte mit aller Schärfe zu erkennen und in Wort wie Schrift zu wahren wußte. Aber in ihm wurzelte auch ein sicheres Gefühl für Recht und Gerechtigkeit, das ihm bis ans Ende seiner Tage treu geblieben ist. Nie hat er eine Sache vertreten, wenn nach seiner Überzeugung dem Klienten zwar das formelle Gesetz, aber nicht die Moral des Rechts zur Seite stand. Utilitätszugeständnisse auf diesem Gebiete der Entschlüsse hat er sich niemals gestattet.

In Heidelberg sprang er in das Corps Rhenania<sup>30</sup> ein, dasselbe, dem von der Wende des Jahrhunderts an sein und mein späterer Sozius Eckstein angehört hat. Aber er scheint dem Zwange des Verbindungserlebens keinen rechten Geschmack abgewonnen zu haben, denn er hat sich nach nicht langer Zeit von dem Corps getrennt. Das ist in aller Freundschaft geschehen; Eckstein hat den Namen meines Vaters in der Liste der damaligen Corpsangehörigen gefunden. Ich glaube, daß die Abkehr vom Verbindungswesen unter dem starken Einflusse eines anderen Studenten erfolgt ist, den mein Vater in Heidelberg kennen gelernt hatte, des rechtsbeflissenen Conrad Rieger aus Cöthen in Anhalt, der ihm einige Semester voraus war. Aus dieser Begegnung ist ein Freundschaftsbündnis von seltenster Innigkeit und Tiefe erwachsen, das bis zu Riegers erst in diesem Jahrhundert eingetretenen Ableben gedauert und auf die beiden Familien sich erstreckt hat. Damals in Heidelberg traten die beiden Studenten sich aber nicht infolge der übereinstimmenden Berufswahl näher, sondern weil sie weitgehende Übereinstimmung in fast allen ihren Anschauungen entdeckt hatten und dabei auch auf die gleiche Liebe zur Musik gestoßen waren.

Ich will hier einschalten, daß der spätere Justizrat Conrad Rieger Jahrzehnte lang an der Spitze des Musiklebens seiner Vaterstadt Cöthen gestanden hat und daß es ihm zuzuschreiben ist, wenn es die ersten Künstler nicht verschmähten, in diesem kleinen Orte mit denselben Programmen aufzutreten wie in Leipzig, Köln, Berlin und auf Reisen im Auslande. Ich selbst habe in Cöthen manchem ausgezeichneten Konzert beigewohnt und bei den sich daran anschließenden geselligen Zusammenkünften einige Künstler von Weltruf in persönlichem Gespräche kennen gelernt.

Conrad Rieger wurde Jurist nicht aus innerer Berufung, sondern wohl deshalb, weil unter allen akademischen Laufbahnen die des Advokaten ihm als diejenige erschien, in der er die Freiheit seines Wesens am leichtesten werde behaupten können. In einem des Freundes Lebensgeschichte witzig glossierenden Hochzeitscarmen hat mein Vater Conrads Berufswahl als Zufall erscheinen lassen. Das ist eine Übertreibung, aber so hübsch dargestellt, daß ein paar Verse hier wiedergegeben sein mögen. Rieger sei, so schildert der Dichter, noch bis zur Stunde der Immatrikulation in größter Verlegenheit hinsichtlich der zu wählenden Fakultät gewesen und habe unschlüssig in der Reihe der Angemeldeten geharrt. Aber:



Da wird ein anderer inskribiert  
Der sich als ictus prädiziert.  
Riegerus denket: „I für mich!  
Da werde auch ein ictus ich.“

(Ictus = heute vergessene Abkürzung von iurisconsultus.)

Die Heidelberger Semester meines Vaters sind, wie seine Kolleghefte beweisen, dem Studium in erster Linie gewidmet gewesen, aber auch mancher übermütige Studentenstreich herkömmlicher Art ist im Freundeskreise ausgeheckt worden. Wir Kinder haben an den Erzählungen darüber viel Belustigung gehabt. Aber ich muß darauf verzichten, hier diesen Ulk zu registrieren. Wohl aber sei ein besonders hübsches Abenteuer berichtet, das meines Vaters Charakterhaltung gut beleuchtet.

Er hatte von den in einigen Badeorten errichteten Spielbanken gehört und fuhr eines Tages nach Bad Homburg, um sich den Betrieb anzusehen. Obwohl er nie in seinem Leben sich an einem Glücksspiel beteiligt hat, auch nicht an einem unschuldigsten Skat, denn er kannte kaum die Karten, oder etwa an einer staatlichen Lotterie, setzte er doch einen mäßigen Betrag am Roulettetische. Und nun ging's, wie in Spielerromanen so oft gelogen wird: der blutige Neuling gewann und gewann, bis schließlich mehr als sechshundert Goldgulden aus seinem bescheidenen Ersteinsatz geworden waren. Aber der Rausch des Gewinns bekam keine Macht über ihn. Kaltblütig strich er die große Summe ein und begab sich zu einem Bankier, dem er den runden Betrag von sechshundert Gulden mit dem Auftrage übergab, ihm dieses Geld unter keinen Umständen zurückzugeben, auch wenn er es noch so dringlich verlangen sollte, sondern ihm nächsten Tags nach Heidelberg zu schicken. Der Bankier versprach das, mein Vater begab sich noch einmal ins Casino, das Spielglück wiederholte sich aber nicht und er reiste zurück. Nach zwei Tagen erschienen auf seiner Bude ein paar Freunde, an der Spitze Conrad Rieger, genannt „der Große“. Sie hatten ihn vermißt. „Wo bist du gewesen, Nabob?“, so inquirierte streng der Große. „Ich habe einen Ausflug gemacht.“ „Wohin?“ „Muß ich das sagen?“ „Du warst doch nicht etwa in Homburg?“ „Ja, dort war ich!“ „Und hast natürlich gespielt und dein Geld verloren!“ Der Inkulpat schwieg und beschwor damit eine ernste Philippika herauf, die er sich von dem älteren Freunde gefallen lassen mußte wie der Fuchs vom Corpsburschen. Aber noch waren die Vorwürfe und Ermahnungen des Großen nicht beendet, als zum grenzenlosen Erstaunen der Besucher der Geldbriefträger nach Herrn Martin Druker fragte und, nachdem der Quartiergeber ihn rekognosziert hatte, ihm einen schwer mit Siegeln belasteten Wertbrief aushändigte. Wortlos überreichte „Naböbchen“ ihn dem Großen, der starr vor Staunen das Übersendungsschreiben des Homburger Bankiers und die 600 Goldgulden betrachtete. Trotz der betonten Verwerflichkeit des Glücksspiels hatten der Große und die Freunde nichts gegen die

Verwendung eines Teils des Sündengeldes zu einem solennen Mahl einzuwenden. Aber tiefsten Eindruck hatte, wie „Onkel Rieger“ uns später erzählt hat, die kühle Überlegung gemacht, mit der das Naböbchen den Glückszufall des Casinos gemeistert hatte.

In Heidelberg sind wohl auch die „Blüten aus dem Treibhause der Lyrik“, wenigstens zum Teil, entstanden, jene in ihrer Art einzig dastehende Sammlung, parodistischer Gedichte, die mein Vater erstmalig, als er noch nicht 20 Jahre war, im Verlage von Johann Ambrosius Barth in Leipzig anonym veröffentlichte. Die Eleganz der Verse und die Grazie des bei aller Treffsicherheit niemals verletzenden Spottes haben das kleine Buch zu einer Delikatesse für literarische Feinschmecker gemacht. Nach dem Verfasser, den streng geheimzuhalten der mit ihm befreundete Verleger<sup>31</sup> sich verpflichtet hatte, ist vielfach geforscht worden; aber sein Name ist immer nur von Mund zu Mund in einem engen Kreise Eingeweihter umgegangen. Vor Jahrzehnten erschien einmal aus der Feder von Richard M. Meyer, wenn ich mich nicht irre, ein Aufsatz über die Satire in der deutschen Dichtung, der unter Heraushebung der „Blüten“ als einer vollendeten Leistung bedauerte, daß der Verfasser sich nicht nenne. Ich bat meinen Vater um die Erlaubnis, den Professor aufzuklären, erhielt sie aber nicht. Umsomehr erstaunte ich, als 30 Jahre nach meines Vaters Tode in einer Parodiensammlung von Dr. Ernst Heimeran, München, eins der Gedichte mit Angabe des Autors abgedruckt war. Dr. Heimeran hatte, wie er mir auf Anfrage mitteilte, ein Exemplar der zweiten Auflage in der Bayrischen Staatsbibliothek gefunden, wo auch der Dichter registriert war. Bei einer späteren Auflage, wohl der dritten, schlug der Verleger zeichnerische Ausschmückung vor, indem er hinzufügte, er habe einen jungen Künstler kennen gelernt, der das rechte Verständnis für den Charakter der Gedichte besitze und ihn festzuhalten wisse. Zögernd stimmte mein Vater zu. Der Versuch gelang über Erwarten gut. Die kleinen Zeichnungen, in der Regel nur figürliche Einschreibungen in den Anfangsbuchstaben eines Gedichts, sind selbst zu Meisterstücken der Ironie geworden. Der damals noch unbekannte Zeichner war - Max Klinger!<sup>32</sup> Auf einer Ausstellung seiner Werke, die im 20. Jahrhundert im Leipziger Museum stattfand, wurden die „Blüten“ gezeigt. Der Name des Dichters wurde auch bei dieser Gelegenheit nicht preisgegeben.

Von Heidelberg siedelte mein Vater auf die Universität Leipzig über, deren juristische Fakultät auch damals in hohem Rufe stand. Freilich konnte nicht jeder der Dozenten als begeisterter Lehrer gelten. Unter ihnen war beispielsweise ein früherer Advokat Osterloh - mit seinem Enkel bin ich einige Jahre zur Schule gegangen - der die großen Kenntnisse, die er sicherlich besaß, seinen Zuhörern in einer derart langweiligen Weise vortrug, daß sie sein Auditorium flohen. Dieser Abwehr konnten sie sich allerdings in dem Prozeßpraktikum, das Osterloh abhielt, nicht bedienen, denn hier mußten schriftliche Arbeiten angefertigt werden. Dabei

ereigneten sich bisweilen infolge der eigenartigen Eingesponnenheit des Gelehrten lustige Vorfälle. Als er eines Tages den Praktikanten ihre Arbeiten über die von ihm gestellte Aufgabe, im Prozesse über einen gegebenen Tatbestand einen anwaltlichen Schriftsatz zu fertigen, zurückgab, bemerkte er bei der Kritik, er fühle sich ziemlich peinlich dadurch berührt, daß einer der Herren durch die Wahl des dem fingierten Anwalt beigelegten Namens den ehrenwerten Stand, aus dem doch er, Osterloh, hervorgegangen sei, verhöhnt habe; der Schriftsatz sei unterzeichnet: Preller, Advokat. Worauf sich einer der Kursusteilnehmer erhob und erklärte: „Verzeihen Sie, Herr Professor, eine Verhöhnung war wirklich nicht beabsichtigt. Ich heiße Preller und will selbst Advokat werden.“

Im Leben der Universität und der Musikstadt Leipzig traten in jenen Zeiten die Pauliner hervor, der Universitätssängerverein zu St. Pauli. Das war keine sich von anderen Studentenverbindungen abschließende Korporation, sondern eine nur den Männergesang pflegende Vereinigung, der jeder musikalisch befähigte Student beitreten konnte, auch wenn er anderswo aktiv war. Vielleicht hat gerade die Vernachlässigung des Komments zugunsten der musikalischen Ziele die Leistungsfähigkeit der Sänger auf beachtliche Höhe gesteigert. Zur Zeit meines Vaters genossen sie den Ruf des tüchtigsten Männerchors in Leipzig und weit und breit. Weil aber das Erhabene vom Lächerlichen nur durch einen Schritt getrennt ist, blieben dem künstlerischen Empfinden meines Vaters die Geschmacksverirrungen nicht verborgen, die beim mehrstimmigen Männergesang sowohl die Komposition wie den Vortrag nur zu häufig ergreifen und ihn ins Lächerliche verschieben. Solchen Unfug stellen die von meinem Vater gedichteten und in Musik gesetzten Quartettgesänge bloß, die er unter dem Spotttitel erscheinen ließ. „Lieder der vereinigten Bürgergesangsvereine zu Schnarrtanne“<sup>33</sup>. Von einem scharfblickenden Verleger, Constantin Sander in Firma F.E.C. Leuckart, in recht gefälliger Ausstattung herausgebracht, bei der ironisierende Zeichnungen auf dem Titelblatt dem parodistischen Gehalt jeder der Kompositionen witzig andeuten, hat das wiederum, wie die „Blüten“ ohne Nennung des Dichterkomponisten erschienene Werkchen überall, wo es in einsichtigen Musikerkreisen bekannt wurde, freudige Anerkennung und Zustimmung gefunden. Selbstverständlich können diese Lieder nicht auf das Programm eines öffentlichen Gesangskonzertes gesetzt werden: der vortragende Chor würde sich und das ganze Männerquartett selbst verspotten. Für die Darbietung in geschlossenem Kreise werden sie nie veralten können; sie sind die eleganteste und liebenswürdigste, zugleich aber einleuchtendste Kritik an der Verballhornung des Männerchorwesens, in Berechtigung und Wirkung an keine Zeit gebunden. Es gibt wohl selten einen Menschen, der so virtuos das *ridendo dicere verum*<sup>34</sup> zu handhaben weiß wie mein Vater.

Bei den Paulinern und für sie hat mein Vater noch einige andere literarische Gelegenheitsdichtungen<sup>35</sup> geschaffen, die bedauerlicherweise nicht mehr vorhanden

sind. Das eine war ein dramatisches Spiel entweder zu einer Weihnachtsfeier oder zu dem alljährlichen Stiftungsfest. Weil in jenen Zeitläuften die Bekämpfung der Trichinengefahr die öffentliche Meinung beschäftigte, wandelte der Dichter den Titel des berühmten äschyleischen Schauspiels „Die Trachinierinnen“ in „Die Trichinierinnen“<sup>36</sup> ab und führte im Stile der klassischen Tragödie, namentlich auch in ihrer pomphaften Sprache, eine ungemein lustige Liebesgeschichte vor. Beileibe keine Travestie des Äschylus, dem nur der abgewandelte Titel und das Gewand entlehnt wurde. Leider habe ich niemals eine vollständige Niederschrift vor Augen gehabt. Das Manuskript hatte, wie bei den meisten der gelegentlichen Dichtungen meines Vaters, sein Freund Konrad Rieger an sich genommen, der in seinen letzten Jahren bisweilen von geistigen Abweichungen befallen wurde und in solchem Zustande mit anderen Papieren auch jene Niederschriften vernichtet haben soll. Beim „Paulus“, an den ich mich wendete, war das Archiv in Unordnung geraten und daher das Stück nicht aufzufinden. Von einer späteren Aufführung her besaß aber ein anderer wesentlich jüngerer Pauliner, der von uns Kindern Onkel genannt wurde, eine freilich recht lückenhafte Abschrift. Von ihm, dem Rektor Buschkiel am Gymnasium zu Chemnitz, erlangte meine Schwester Hanna diese Blätter. Sie gaben uns zwar kein vollständiges Bild, zeigten uns aber, daß auch in diesem Bühnenwerke unserem Vater seine Sprachkunst, seine Darstellungsgabe, sein in jeder Situation schlagfertiger Witz treu geblieben waren. Was ich von den vollendeten Jamben und von den antiken Rhythmen der Chöre im Gedächtnis behalten habe, ist zu geringen Umfangs, um einen Eindruck des Ganzen hervorrufen zu können. Die Abschriften, die Hanna von den an den Onkel Buschkiel zurückgegebenen Blättern gefertigt hatte, sind am 4. Dezember 1943 und am 27. Februar 1945 bei der Vernichtung von Sickerts und dann meiner Wohnung verbrannt. (Ob sich bei meinem Bruder Carl in Uppsala etwa eine Abschrift erhalten hat, kann ich jetzt nicht feststellen.)

Den Brandbomben ist auch der „Baedeker des Paulus“ zum Opfer gefallen, den mein Vater anlässlich eines hervorgehobenen Stiftungsfestes, wohl des 50., verfaßt hat.<sup>37</sup> In einem Buchdeckel der bekannten roten Farbe jener Reiseführer wird nach einer ein beliebiges Städtebild mit der Unterschrift: „Leipzig von Portorico aus gesehen“ zeigenden Vignette des Titelblattes zunächst in flüssigen gereimten Versen ein Führer durch Leipzig gegeben, dann folgt, ebenfalls in gebundener Rede, das Festprogramm, ebenso wie der Führer durchsetzt und überstrahlt von blendendem Witz, und den Schluß bildet ein „Wörterbuch“ zum Gebrauch für die auswärtigen Festteilnehmer. Jede Vokabel in ihrer Übertragung ein Spottblitz.

Die Dankbarkeit und Verehrung, die meinem Vater im Paulus entgegengebracht und doch auch geschuldet wurde, hatte ihren Ausdruck in der Hingabe und Widmung eines kostbaren Ringes gefunden. Nachdem aber der Berliner Hofprediger Stöcker mit seinen antisemitischen Tiraden nicht nur den Verein Deutscher Studenten hervorgerufen, sondern in viel weiterem Umfange das Universitätsleben ver-

sucht hatte, faßte auch ein Konvent des Paulus, der schon längst aus dem freien Sängerverein eine geschlossene Verbindung geworden war, den Beschluß, Juden nicht weiter aufzunehmen. Auf meinen Vater, der übrigens seit Jahrzehnten der evangelisch-lutherischen Kirche angehörte, bezog der Beschluß sich schon deshalb nicht, weil er nur künftige Eintritte betraf. Möglicherweise ist den meisten Paulinern die Abstammung des hochangesehenen Alten Herrn nicht einmal bekannt gewesen, denn der Rassenantisemitismus war damals gerade in Leipzig unbekannt, wo die aus Deutschen und Ausländern, darunter vielen Hugenotten, aus Protestanten, Katholiken und Juden sich zusammensetzende, durchaus paritätisch und tolerant eingestellte vornehme Kaufmannschaft mehr noch als die Universität den Ton des gesellschaftlichen Verkehrs bestimmte. Aber jener üble Vereinsbeschluß empörte meinen Vater dermaßen, daß er sofort auf seine Alte-Herrenschaft verzichtete, alle Brücken zum Paulus abbrach und ihm den Siegelring zurückschickte.

Mit dem juristischen Doktordiplom seit dem 21. 12. 1857<sup>38</sup> ausgerüstet (1907 ist es in Goldschrift erneuert worden) ließ nach Absolvierung des Vorbereitungsdienstes und aller Prüfungen mein Vater sich in der Goethestraße in Leipzig als Advokat nieder, und zwar zunächst in Gemeinschaft mit seinem Freunde Heinrich Roßbach. Einige Tage danach betrat, mit Spannung erwartet und mit Freuden begrüßt, der erste Klient die Expedition. Er gehörte dem Freundeskreise an, betonte aber, daß er diesmal in Rechtsangelegenheiten vorspreche. „Höre, Drucker, könntest Du nicht mal hundert Thaler für mich einklagen?“ Entzückt über ein so fettes Mandat bekannte der Herr Advokat seine selbstverständliche Bereitwilligkeit: „Natürlich; von wem hast Du das Geld zu bekommen?“ „Von wem ich's zu kriegen habe? Ich habe Dich doch gefragt, ob Du nicht 100 Thaler für mich einklagen könntest. Du sagst Ja. Wie Du das machst, mußst Du als Advokat wissen. Wenn ich jemanden wüßte, von dem ich 100 Thaler kriegen könnte, brauchte ich doch Dich nicht zu bemühen!“ Damit ging er, scheinbar entrüstet und enttäuscht. - Dieses Luftmandat blieb vereinzelt; die Praxis entwickelte sich befriedigend. An Beschäftigung fehlte es meinem Vater schon deshalb nicht, weil er auch Patrimonialrichter und Notar war.

In Sachsen besaßen viele adlige Rittergutsbesitzer das Privileg eigener selbständiger Gerichtsbarkeit für ihren Sprengel, mußten aber die Rechtsprechung durch einen zum staatlichen Richteramt befähigten Juristen ausüben lassen. Dazu wählten sie wohl ausnahmslos tüchtige Advokaten aus benachbarter größerer Stadt. Auch mein Vater war mehrere Jahre Patrimonialrichter für einen bei Wurzen gelegenen Rittergutsbezirk, dessen Name mir entfallen ist. In gleicher Eigenschaft waren in der Nachbarschaft andere Leipziger Advokaten tätig. So nahmen denn in der Regel mehrere dieser juristischen Doppelwesen einen Wagen gemeinsam, mit dem sie sich zuerst nach dem Rittergut X begaben, wo der Reisegenosse A als

Patrimonialrichter Gerichtstag abhielt, während seine Begleiter B und C als Vertreter der Parteien auftraten, und fuhren dann weiter zum Gerichtstage in Y, wo vor B als Richter nun A und C als Advokaten tätig wurden, und so weiter. Nirgends und niemals hat wohl ein so unbegrenztes Einvernehmen zwischen Richtern und Rechtsanwälten bestanden. Ob daran in jedem Falle auch die Gerichtsunterworfenen freudig teilgenommen haben, ist rechtsgeschichtlich nicht zu belegen.

Bedeutsamer als dieser vorübergehende Nebenberuf meines Vaters war seine Tätigkeit als Notar. Das sächsische Recht unterschied damals zwischen beschränktem und unbeschränktem Notariat, letzteres auch Vollnotariat genannt. Das beschränkte Notariat bestand im Wesentlichen nur in der Befugnis zur Aufnahme von Wechselprotesten und zu Unterschriftsbeglaubigungen. Nach einer uns heute schwer verständlichen Kompetenzverteilung stand der Universität Leipzig das Recht zu<sup>39</sup>, aus den Reihen der promovierten Juristen solche „Protestnotare“ zu kreieren, und diese Rechtsstellung brachte mein Vater in seine Advokatenpraxis schon mit. Das Vollnotariat aber, das die höchst wichtige und finanziell einträgliche Befugnis zur Aufnahme von Urkunden, also beispielsweise von Testamenten, Verträgen, Generalversammlungsprotokollen in sich schloß, wurde nur vom Justizministerium und auch nur in einer geringen Anzahl von Fällen verliehen, bisweilen, wie böse Zungen oder Mißvergnügte behaupteten, als Belohnung für politisches Wohlverhalten. Nur auf einem einzigen Wege konnte ein Advokat die Ernennung zum Vollnotar gewissermaßen erzwingen: wenn er nämlich seine Fähigkeit zur Aufnahme notarieller Urkunden in einer modernen Fremdsprache durch eine Prüfung nachwies. Von dieser höchst seltenen Voraussetzung Gebrauch zu machen, war mein Vater in der Lage. Ohne (bis in jene Zeit) Gelegenheit zu Auslandsreisen besitzen zu haben, sprach er vorzüglich französisch, italienisch, englisch; las auch spanisch und portugiesisch geläufig. Als ihm als Rekonvaleszenten nach einem Nervenfieber der Arzt leichte Lektüre gestattete, ließ er sich von seinem Schreiberlehrling aus einer Buchhandlung eine holländische Grammatik und ein Übungsbuch holen; als er genesen war, sprach er auch diese Sprache.

Auf solche Kenntnisse gestützt, meldete er sich beim Justizministerium zur Ablegung der Notariatsprüfung, und zwar gleich in zwei Sprachen, französisch und italienisch. Englisch vermied er aus kollegialer Rücksicht auf einen Kollegen (Bärwinkel), der für diese Sprache kurz vorher die Zulassung erwirkt hatte. Nach einiger Zeit wurde mein Vater zum Landgerichtspräsidenten gebeten, der ihm die Prüfungsaufgaben für Französisch vorlegte. In Klausur waren einige Urkunden zu entwerfen, wohl auch Übersetzungen zu fertigen. Als mein Vater diese Arbeiten nach kürzester Zeit ablieferte, wollte der Präsident mit ihm einen späteren Termin zur Ablegung der Prüfung für Italienisch vereinbaren, ging aber auf den ihn verblüffenden Wunsch meines Vaters ein, ihm sofort die Aufgaben zu übergeben. Sie wurden ebenso rasch an demselben Vormittage bearbeitet. Nachdem noch vom

Ministerium bestellte Dolmetscher die Fehlerlosigkeit und Zuverlässigkeit der Sprachanwendung geprüft und bestätigt hatten, wurde meinem Vater die Berechtigung zur Aufnahme von Notariatsurkunden in französischer und italienischer Sprache zuerkannt. Damit war er in jungen Jahren Vollnotar geworden. Die dadurch erlangten Amtsbefugnisse haben sich mit weitgreifendem Erfolg besonders hinsichtlich der Protokollierung in Generalversammlungen von Aktiengesellschaften ausgewirkt. Mein Vater verstand es, anhand der Tagesordnungen diese Niederschriften so geschickt vorzubereiten, daß sie sofort bei Schluß der Versammlung verlesungsfähig waren. Wegen dieser zeitsparenden Technik wurde er als Notar insbesondere auch von Bankleitungen geschätzt, die auf ein und denselben Tag in ihre Geschäftsräume die Versammlungen mehrerer Gesellschaften mit kürzesten Zwischenräumen ansetzten und doch auf schnellste Abwicklung sich verlassen konnten.

Die Aufnahme solcher Protokolle war eine Fernwirkung der fremdsprachlichen Leistungen meines Vaters. Das er von amtswegen als Dolmetscher für Französisch und Italienisch verpflichtet wurde, war ihm wenig erwünscht, denn er konnte deshalb seine Zuziehung in Strafsachen gegen Ausländer nicht ablehnen, und diese übrigens miserabel bezahlte Tätigkeit lag ihm durchaus nicht.

Aber auch bessere unmittelbare Folgen seiner Berechtigung zu Beurkundungen in französischer und italienischer Sprache stellten sich ein. Nicht nur in Leipzig, wo namentlich zu Meßzeiten viele Ausländer eintrafen, sondern auch in anderen Orten und außersächsischen Bundesstaaten trat gar nicht selten das Bedürfnis auf, notarielle Urkunden mit Personen, die der deutschen Sprache nicht mächtig waren, aufzunehmen. Die Konsulate, die über die Amtsbefugnisse meines Vaters unterrichtet waren, wiesen solche Klienten an ihn. Das gab ihm zugleich die erwünschte Gelegenheit zur Pflege ausländischer Konversation.

Als einträglichster Teil der notariellen Beschäftigung erwies sich indessen namentlich seit Anfang der 90er Jahre das Wechselprotestieren, also gerade diejenige Tätigkeit, die nicht vom Vollnotariat abhängig war, ohne solches meinem Vater aber kaum in nennenswertem Umfange zugefallen sein würde. Die Banken in Leipzig, allen voran die Reichsbankhauptstelle, betrieben in der Zeit vor dem Weltkriege das Wechselankaufgeschäft in einem in späterer Zeit weder erwünschtem noch möglichen Maße, und da sie beim Vorhandensein guter Indossamenten auf die Bonität des Acceptanten wenig Gewicht legten, so gab es naturgemäß zahllose Proteste mangels Zahlung oder Deckung. Die Reichsbankhauptstelle beschäftigte damit sechs mit großer Umsicht ausgewählte Vollnotare, die gerade auch für schleunigste Erledigung der Proteste Gewähr zu bieten schienen. Jeder dieser sechs Notare war zweimal im Jahre je einen Monat lang zur täglichen Übernahme der Protestaufträge, sonst nur zum Medio- und Ultimotermine dazu verpflichtet. Die Arbeit in jenen zwei Monaten war so schwierig zu bewältigen, daß

der Notar zu anderer Tätigkeit nur ganz ausnahmsweise Zeit fand. Das Protestgeschäft wickelte sich folgendermaßen ab. Vor neun Uhr morgens holte ein Bureauangestellter das erste Paket zu protestierender Wechsel am Schalter der Reichsbank ab. Sie wurden rasch nach den Stadtgegenden, in denen sie vorzulegen waren, sortiert, worauf mein Vater sich in einer Droschke, später in ein Taxi setzte, von Straße zu Straße die Wechsel vorlegte und die Erklärungen der Angegangenen entgegennahm. Nach Ablieferung dieser protestierten Wechsel auf dem Bureau begab er sich mit dem nächsten Päckchen auf die Reise; ebenso geschah es innerhalb der mit 6 Uhr ablaufenden Protestfrist mit denjenigen Wechseln, die um 12 Uhr und um 4 Uhr bei der Reichsbank abgeholt worden waren. Der weit aus zeitraubendste Teil des Protestgeschäfts war die Ausfertigung der Protesturkunde. Noch nach meines Vaters Tode ging die gesetzliche Vorschrift dahin, daß über die Vorlegung des Wechsels und die daraufhin abgegebene Erklärung eine selbständige Urkunde aufzunehmen und von ihr eine Abschrift in das Protestregister einzutragen sei. In der Urkunde mußte eine vollständige Abschrift der Vorder- und der Rückseite des Wechsels enthalten sein. Diese umständliche Schreibarbeit mußte am Tage der Protestaufnahme erledigt werden. Erst die spätere Gesetzgebung hat an die Stelle der selbständigen Protesturkunde eine kurze, auf den Wechsel selbst oder einen angeklebtem Zettel zu setzende ganz kurze Erklärung treten lassen und die Abschrift ins Protestregister beseitigt. Zu Lebzeiten meines Vaters half man sich dadurch, daß man als Urkunde einen in möglichst allen Fällen verwendbaren kopierfähigen Vordruck ausfüllte und ihn in ein Kopierbuch abklatschte. Aber obwohl das von meinem Vater ausgearbeitete Formular ein unübertreffliches Muster zur Vereinfachung des Textes darstellte, ging die Protestarbeit an manchen Tagen fast über die Kräfte des Notars und aller seiner Angestellten. Das wird jeder Sachkundige bestätigen, der erfährt, daß an einem einzigen Tage mitunter weit über 100 Proteste allein für die Reichsbank aufzunehmen waren, zu denen weitere von der Allgemeinen Deutschen Credit-Anstalt<sup>40</sup> und anderen Klienten des Notariats kamen. An solchen Tagen blieben die Angestellten bis in die Nachtzeit im Bureau; auch ich, damals Student und Referendar, beteiligte mich an der Schreiberei, bisweilen wohl auch mein Bruder Carl.

Das Wechselprotestieren hat meinen Vater auch für die Autodroschke gewonnen. Im Jahre 1905 oder 1906 schickte eines Nachmittags nach fünf Uhr die Reichsbank einen über einen recht hohen Betrag lautenden Wechsel, der versehentlich liegen geblieben war und nun an diesem als dem letzten Protesttage vor sechs Uhr protestiert werden mußte, wenn das Regreßrecht nicht verloren gehen sollte. Das Geschäftslokal des Bezogenen, wo der Wechsel vorgelegt werden mußte, lag weit draußen im Norden der Stadt. Ich bewog meinen Vater, der bis dahin von den Autos, die nur zu oft Unfälle verursachten, nichts wissen wollte, eine solche Droschke mit mir zu besteigen. Auf diese Weise, und nur so, weil nämlich der Bezogene sein Geschäftslokal gewechselt hatte und sich deshalb eine Polizeinach-



frage nötig machte, gelang die fristmäßige Protestaufnahme. Von diesem Tage ab bediente mein Vater sich regelmäßig der Autodroschken, durch deren Benutzung er viel Zeit ersparte.

Bei den Gängen und Fahrten als Protestnotar drängte meinem Vater sich ein besonderes Unterscheidungsmerkmal der einzelnen Stadtviertel und Straßen auf, nämlich der in ihnen herrschende spezifische Geruch. Daß in den Häusern des Brühl das Naphthalin als Mottenschutzmittel sich aufdringlichst bemerkbar machte, empfand und wußte jedermann. Aber es gab auch andere lokalisierte Düfte. Im vorderen Teil der Grimmaischen Straße wurden die Passanten durch aus den Souterrainräumen der Conditorei Felsche<sup>41</sup> strömenden süßlichen Geruch entzückt oder angewidert; in der Kurprinzstraße<sup>42</sup> roch es nach Markthallenwaren, in der Kramerstraße<sup>43</sup> aus der Sackschen Reitbahn nach Pferden und ihren Ausscheidungen, in der Schreiberstraße nach den köstlichen Essenzen einer Fabrik für ätherische Oele. Das sind einige Beispiele der durch die empfindliche Nase meines Vaters getroffenen Feststellungen, gegen die auch sie „protestierte“. Er selbst aber sammelte, registrierte, ordnete diese Wahrnehmungen und machte sie Wissbegierigen weniger zu Nutz und Frommen, als zur Belustigung anschaulich dadurch, daß er eines Tages im Anwaltszimmer des Landgerichts einen Stadtplan mit der Überschrift aushängte: „Die Stadt Leipzig, nach Gerüchen gegliedert“. Auf diesem Plan war in der Art, in der man auf einer Landkarte die Verbreitung der verschiedenen Tier- und Pflanzenarten innerhalb eines Erdteils oder Landes ersichtlich macht, für jeden Geruch eine bestimmte Farbe zur Kolorierung des von ihm beherrschten Bezirks verwendet worden, so daß ein recht buntes Bild entstand. Dieser wissenschaftlich getarnte Scherz meines Vaters hat Anfang der 90er Jahre viel fröhlichen Beifall gefunden, ist ihm auch von engstirnigen Köpfen als eine Verhöhnung der Stadtverwaltung verdacht worden, aber auch jetzt noch nicht ganz vergessen. Meine Tochter Ina lernte 1944 in Schlawa die dorthin aus dem bedrohten Berlin übergesiedelte Tochter des im Ruhestande lebenden bekannten Berliner Staatsrechtslehrers Heinrich Triepel kennen, der, aus Leipzig gebürtig, mir seit der Gymnasialzeit bekannt und der Bruder meines intimen Jugendfreundes Herrmann Triepel ist. Als Frau von Gebhardt ihrem Vater die Begegnung mit meiner Tochter berichtet hatte, gab Geheimrat Triepel in seinem Antwortschreiben seiner Freude darüber Ausdruck, daß seine Tochter mit einem Mitglied unserer Familie zusammengetroffen sei, sprach von gemeinsamen Leipziger Erlebnissen und erkundigte sich nach der „Karte der Gerüche Leipzigs“, die er als Referendar im Anwaltszimmer gesehen hatte. Sie muß diesem Gelehrten doch einen tiefen Eindruck gemacht haben.

Nach dieser langatmigen Abschweifung ins Notariat kehre ich zur advokatorischen Praxis des Vaters zurück. Sie hat einmal eine etwa einjährige Unterbrechung unter besonderen Umständen erfahren. Der Oheim meiner Mutter, der schon in an-

derem Zusammenhang erwähnte Advokat Arthur Ottomar Olympius Dölitzsch in Altenburg, hatte sich finanziell erheblich an der Gründung einer Privateisenbahngesellschaft am Unterrhein beteiligt. Es lag ihm deshalb daran, in deren Leitung durch ihm persönlich nahestehende Vertrauensmänner vertreten zu sein. Einen solchen fand er in der Person des Bruders meiner Mutter, des Advokaten Dr. August Klein, der als Direktor der Gesellschaft nach Süchteln übersiedelte. Aber der Onkel bestürmte auch meinen Vater, einen gleichartigen Posten zu übernehmen. Die Neuheit der Aufgabe und die mit ihrer erfolgreichen Erfüllung verbundenen Aussichten reizten meinen Vater. Da ihm die Rückkehr zur advokatorischen Tätigkeit offenblieb, gab er dem Drängen des Onkels nach und verlegte seinen Wohnsitz nach Düsseldorf. Meine Mutter mit Hanna und mir folgte ihm nach, nachdem er dort eine passende Familienwohnung gefunden und eingerichtet hatte. Ich weiß noch genau des späten Abends im Anfang des Jahres 1874 mich zu erinnern, als wir nach einer sehr langwierigen und anstrengenden Bahnfahrt ein behaglich durchwärmtes Zimmer einer Parterrewohnung in der Kaiserallee<sup>44</sup> in Düsseldorf betraten und dort auf reich bedecktem Eßtisch zum ersten Male einen ganzen großen Holländer Käse, der uns als solcher erst vorgestellt wurde, erblickten. Gleich die erste Scheibe, die wir kosten durften, mundete uns nicht minder als das uns bis dahin gleichfalls unbekannte Rheinische Apfelkraut, ein Brotaufstrich, dessen Schmackhaftigkeit es mich immer hat verwundern lassen, warum er bei uns in Leipzig nur ganz ausnahmsweise feilgehalten wird. Ein dritter uns Kindern neuer Genuß war das köstliche Gebäck Spekulatius. Der erste Eindruck, den wir von Düsseldorf empfingen, war also durchaus freundlich. Er ist auch niemals verwischt worden. Denn wir verlebten dort eine fröhliche Kinderzeit. Da war namentlich ein achtjähriges Mädchen, das mich in sein Herz geschlossen hatte, mit uns die herrlichsten Spiele spielte und mit uns im Kaiserpark spazieren ging. Ich glaube, dieses Kind ist meine erste Liebe gewesen. Seinen Namen habe ich vergessen, aber die Erinnerung an diese Freundin ist erhalten worden durch eine von ihr mir zu meinem fünften Geburtstage geschenkte Kaffee- oder richtiger Milchtasse, auf der die mein Selbstbewußtsein mächtig steigernde Widmung zu lesen war: „Dem artigen Knaben“. Diese Kindheitsreliquie ist im Haushalte meiner Eltern und dann meinem eigenen allezeit sorglichst behütet worden; ich durfte sie nur an Festtagen benutzen. Einmal hörte ich munkeln, ein unachtsames Dienstmädchen habe den Henkel zerbrochen. Aber am nächsten Feiertage trank ich wieder aus dem unbeschädigten artigen Knaben. Meine gute Mutter hatte wohl durch Beschaffung einer Ersatztasse einen frommen Betrug begangen, um mein kindliches Gemüt vor Erschütterung zu bewahren.

Unfroh wirkte der Rheinstrom auf uns Kinder. Auch wenn die Uferlandschaft der Düsseldorfer Gegend hübscher gewesen wäre als sie ist und wenn wir schon Sinn

für Naturschönheit besessen hätten, würden wir in dem breiten Strombett nur eine häßliche Wasseransammlung erblickt haben, in die man hineinfallen und in der man ertrinken könne. Es wird an einem Frühjahrssonntage gewesen sein, als die Eltern mit uns einen Ausflug auf einem Rhein-Dampfer unternahmen. Wir Kinder standen dicht an unsere Mutter gedrängt, weniger aus anerzogener Artigkeit, als aus Angst wegen des schwankenden Schiffeins und der bedrohlichen Wellen des schmutzig-gelblichen Wassers. Der Dampfer passierte einen Brückendurchlaß. Ich sehe noch heute vor mir, wie das Mittelstück der Brücke ausgeschwenkt wurde, um die Fahrbahn freizumachen. In diesem Augenblicke riß ein plötzlicher Windstoß mir meinen Strohhut vom Kopfe und entführte ihn in die Flut. Mein Schreck hätte kaum heftiger gewesen sein können, wenn ich selbst ins Wasser gestürzt wäre. Auch Hanna war von Entsetzen gepackt. Wir sahen zwar unter Zittern und Zagen zu, wie einige Bootsleute mit langen Hakenstangen den Hut herausfischten, fanden aber keine Ruhe. Von diesem Erlebnis ist in mir ein bei jeder Stromfahrt sich geltend machendes unbehagliches Angstgefühl zurückgeblieben. Ich vermag nicht von Dresden nach Pillnitz auf dem Deck zu fahren, ohne auf den Augenblick zu spannen, in dem meine Kopfbedeckung in die Elbe fliegen wird.

Trotz meines düftigen Orientierungsvermögens und meiner Unempfindlichkeit gegen örtliche Situationen hat sich das von uns in Düsseldorf bewohnte Haus meinem Gedächtnisse tief eingepägt. Ungeachtet meiner häufigen Reisen war ich später nur einmal für einige Stunden in Düsseldorf gewesen; erst im Herbst 1933 hielt ich mich als Verteidiger in einer Ehrengerichtssache dort mehrere Tage auf. Ich benutzte diese Gelegenheit, um einem Kollegen das Haus zu beschreiben, daß ich seit 1874 nicht wieder gesehen hatte. Ich schilderte die große Toreinfahrt von der seitlich der Zugang der elterlichen Wohnung genommen wurde, und die Nachbarschaft des die gegenüberliegende Straßenseite bildenden Parkstückes. Der Düsseldorfer erklärte mir sofort, er kenne das Haus genau, es stehe noch, und führte mich hin. Ich fand meine Erinnerung deutlichst bestätigt.

Meinen Eltern hat der Düsseldorfer Aufenthalt weniger Annehmlichkeiten als Enttäuschungen bereitet. Wir Kinder haben nur unscharf selbst wahrgenommen, später aber deutlicher erfahren, daß meiner Mutter die Haushaltungsführung recht schwer gemacht worden ist, und zwar durch Einflüsse, mit denen eben so wenig gerechnet werden wie auseinanderzukommen war. Düsseldorf war eine streng katholische Stadt; die Gegend, in der wir als einzige protestantische Familie wohnten, von einer bis zur betätigten Unduldsamkeit orthodoxen Bevölkerung besiedelt, die von einem oder mehreren besonders starrgläubigen Geistlichen beherrscht wurde. Dem Dienstmädchen meiner Mutter wurde strengstens verboten, an den zahlreichen katholischen Feiertagen auch nur die geringste häusliche Arbeit bei den „Ketzer“ zu verrichten. Mindestens zweimal sind Mädchen heimlich aus dem Dienst